

Predigt, Gottesdienst 4. Januar 2026, ref. Kirche Grabs, Pfr. J. Bachmann

Matthäus 28,16–20

16 Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. 17 Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zögerten. 18 Und Jesus trat herzu, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. 19 Darum gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes 20 und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Liebe Gemeinde,

Die Spitäler in der Schweiz, jedenfalls die grösseren, leisten jetzt wegen Crans-Montana grosse Arbeit. Das erinnert mich an ein Gespräch, das ich letztens mit einem Chefarzt eines Spitals im Kanton Zürich hatte. Wir haben über die Schwächen unseres Spitalsystems gesprochen. Er bedauerte, dass politisch Ökonomen am Steuer sind, die sparen wollen – was ja an sich richtig ist –, aber als zum Beispiel im Kanton St. Gallen 2022 viele Pflegefachkräfte entlassen werden mussten, hat man einfach diejenigen geschickt, die am meisten gekostet haben. Man hat rein auf die Zahlen geschaut, statt auch noch auf anderes: auf Know-how, das verloren geht, und auf die Frage, was es für ein Team bedeutet, wenn erfahrene Mitarbeitende gehen. Die Stimmung am Kantonsspital St. Gallen, so meinte er, sei jedenfalls zurzeit sehr schlecht.

Ich habe ihn dann zum Schluss dieses etwas ernüchternden Gesprächs gefragt, ob er denn noch irgendwie Hoffnung habe für unser Spitalwesen. Und er meinte lakonisch: Nein, wir steuern auf «deutsche Verhältnisse» zu. «Deutsche Verhältnisse» heisst: Zum Teil müssen Angehörige im Spital selbst Hand anlegen, oder die besten Behandlungsmethoden sind nicht verfügbar, weil man zu wenig Geld hat oder das Fachwissen nicht da ist. Es ist nicht überall in Deutschland so, aber zum Teil schon. Dieses Gespräch hat mich etwas erstaunt, und ich empfand es als bedrückend, dass dieser Arzt so resigniert wirkte, was die Zukunft anbelangt.

Ja, wie wird 2026? Was bringt die Zukunft? Ich habe aus Trotz gegenüber dieser Aussage des Arztes einfach einmal ans Sekretariat der EVP geschrieben (es könnte auch eine andere Partei sein), ob sie nicht etwas

machen könnten – irgendeine Initiative ergreifen zur Verbesserung der Spitalsituation. Ich finde einfach, dass man immer irgendetwas machen kann. Es gibt immer irgendeine Hoffnung – das ist doch auch die Aussage des christlichen Glaubens. Gott hat die Misere der Menschheit nicht einfach als gegeben akzeptiert, sondern ist in Jesus selbst auf die Erde gekommen. Jesus hat Menschen geheilt. Er hat zu den Menschen gesprochen. Er hat sie zur Umkehr aufgerufen: Ändert euch, ändert euren Sinn, kehrt um. Geht nicht einfach in die gleiche Richtung weiter, sondern geht einen anderen Weg, denn das Reich Gottes ist angebrochen. Jesus war nicht fatalistisch, sondern er hatte eine Vision. Und in unserem Predigtwort, dem Abschluss des Matthäusevangeliums, kommt diese erstaunliche Vision Jesu zum Ausdruck: die Verkündigung dessen, was er gelehrt hat, an alle Völker der Welt!

Jesus hatte elf Jünger vor sich und hat offensichtlich geglaubt, dass diese elf eine weltweite Veränderung bewirken könnten. Ich finde es wirklich erstaunlich, dass Jesus, ein in der übrigen Welt unbekannter, lokaler Prediger hingehnt und sagt: «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; lehrt sie, alles zu halten, was ich euch geboten habe.»

Bemerkenswert ist auch, dass Matthäus, etwa 30 oder 40 Jahre nach Jesu Tod, diesen Anspruch so aufschreibt. Die Christen waren damals eine ganz kleine Splittergruppe innerhalb des Judentums. Es kamen zwar schon viele zum Glauben, aber in den ersten zwei Jahrhunderten reden wir von vielleicht zwei Prozent der Bevölkerung, die an Jesus zu glauben begannen. Und dass diese kleine Splittergruppe hingehnt und sagt: «Unser Jesus, dem ist alle Autorität gegeben im Himmel und auf Erden», ist erstaunlich. Man könnte sagen, das sei anmassend oder größenwahnsinnig. Aber ich denke, es ist einfach die Folge dessen, was Jesus gesagt hat. Es steht ja auch da: «Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder», das heisst, sie haben Jesus angebetet. Das hatten sie vorher nicht gemacht. Das war neu, weil sie gemerkt hatten: Jesus ist mehr als bloss unser Lehrer, der Wundertäter. Jesus ist auf geheimnisvolle Weise Gott selbst, und wir dürfen ihn anbeten als Gott. Aber dann heisst es: «Einige aber zögerten.» Das ist überhaupt nicht verwunderlich, denn vielleicht haben diese Zweifelnden gedacht: sollen wir ihn, diesen Menschen Jesus, jetzt wirklich als Gott anbeten? Und:

Sollen wir wirklich in alle Welt? Meint er das wirklich ernst? Sie wussten wahrscheinlich nicht recht, wie ihnen geschah. Nein, die Jünger waren nicht größenwahnsinnig und auch nicht anmassend, sondern sie haben einfach weitergegeben, was sie gehört hatten.

Und das ist auch unser Auftrag. Wenn wir an Jesus glauben, dann dürfen wir wissen: Über unserem Leben stehen eine Berufung und eine Aufgabe. Überall, wo wir sind, können wir ein Stück Licht sein. Überall, wo wir sind, können wir zu den Werten von Jesus stehen – in dem, was wir sagen und in dem, was wir tun. Auch bei einem Verwandtentreffen können wir sorgsam miteinander umgehen und in Diskussionen wagen, etwas über Gott zu sagen. In den Kommentarfunktionen im Internet gibt es massenweise Gelegenheit, darauf hinzuweisen, was Jesus gesagt hat, und dabei einen guten Ton zu wählen. Wir können beten und wir können die christlichen Werte leben. Unser Leben steht unter einer Aufgabe und ist von einem tiefen Sinn erfüllt.

Das gibt uns, so finde ich, eine völlig andere Lebenssicht. Wenn wir von der Zukunft unseres Spitalwesens reden, dann kann einem Angst werden. Manche jungen Leute in unserem Land fragen sich zudem: Wird es, wenn wir alt sind, überhaupt noch eine AHV geben? So schwarz muss man es nicht sehen, aber es könnte schon sein, dass die nachfolgende Generation länger arbeiten muss und vielleicht einen tieferen Lebensstandard wird akzeptieren müssen. Mir hat letztens ein Kollege gesagt, dass seine Kinder, die an und für sich gut unterwegs sind, sich fragen: Wofür überhaupt arbeiten – es wird ja eh schlechter. Unabhängig davon, ob das jetzt stimmt oder nicht: Wenn du die innere Einstellung hast, dass du für Jesus leben willst, dass du die gute Nachricht von Gottes Liebe in Jesus Christus weitergeben möchtest, dann hast du weniger Angst vor der Zukunft.

Ich merke es auch bei mir selbst, gerade in Bezug auf die Kirche. Ich habe manchmal Angst: Wohin führt das noch mit all diesen Kirchenaustritten? Aber wenn ich innerlich in den «Auftragsmodus» schalte, dann merke ich, dass diese Angst schwindet oder kleiner wird. Ich erinnere mich an das Studium mit all seinen Unsicherheiten, und dass es damals einen Anker für mich gab: Ich habe eine Aufgabe im Leben, und Gott möchte mich brauchen. Das darf man jungen Menschen von heute auch weitergeben.

Wir meinen häufig, Glück komme dadurch, dass man das Leben geniessen kann. Dann sitzt man vor dem Fernseher und denkt: Jetzt will ich mal ausspannen – und ist nachher irgendwie doch unzufrieden. Oder man geht ein Wochenende weg und geniesst das Leben, und irgendeine Leere bleibt manchmal doch zurück. Das sollte uns nicht wundern. Das Leben zu geniessen und dafür dankbar zu sein, ist richtig. Aber irgendetwas wird uns vielleicht immer fehlen. Wir leben in einer Welt, in der Menschen oft kramphaft das Glück suchen. Man sucht nach Erfolg, man sucht nach Beliebtheit, man sucht nach Vergnügen – aber findet dann doch das Gesuchte nicht wirklich. Die meisten Suizide passieren am Sonntagnachmittag, in der Leere nach dem Samstagabend. Auch ich selbst bemerke diese Leere in mir. Aber ist wirkliches Glück nicht eher darin zu finden, dass wir uns einer Sache – und vor allem Jesus Christus – hingeben?

Und Jesus spricht uns auch seine Gegenwart bis an das Ende der Welt zu. Das ist dieser wunderbare Satz am Schluss des Matthäusevangeliums: «Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.» Es gibt eben auch Momente, in denen wir tatsächlich völlig glücklich sind. In meiner Erfahrung sind das nicht unbedingt die Momente, in denen wir ein großartiges Essen geniessen oder so etwas. Jesus hat auch ein gutes Essen wirklich genossen. Aber es sind eher Momente, in denen ich das Gefühl habe, dass ich genau das Richtige tue in meinem Leben, eine Aufgabe erfülle, einen Sinn finde – in der Verkündigung des Evangeliums oder in Momenten der Erfahrung von Gottes Liebe trotz aller Schwäche. Denn das ist etwas vom Schönsten, wenn man erlebt, dass man schwach ist oder versagt hat und trotzdem von Gott geliebt wird. Denn er ist bei uns, auch wenn wir in einem Auftrag einmal versagt haben oder Fehler gemacht haben. Das ist dann ein Vorgeschmack des Himmels. Das Beste kommt noch.

AMEN